

Stuttgarter Zeitung | 04.02.2005

## **Ein Engel konkurriert mit Sanfords Scheune Snowflake, Arizona – erste Station einer Reise durch das unbekannte Amerika**

Matthias B. Krause

Snowflake/Arizona im Februar. Der rostrote Freiluftaufzug schüttelt auf dem Weg in den zweiten Stock ärgerlich die kalten Böen ab, die über die Wüste fegen. Doch Dean Porter schließt nicht einmal das Sicherheitsgitter hinter sich. Lässig mit dem Rücken zum Abgrund stehend sagt er: „Manche behaupten, der hier sei die einzige Attraktion, die die Stadt zu bieten hat.“ Willkommen in Small Town Amerika. Um nach Snowflake, Arizona zu gelangen, muss man sich entweder von Phoenix aus vier Stunden lang gen Nordosten mit dem Auto über die derzeit schneebedeckten White Mountains quälen, oder man nimmt die Interstate 40 über Flagstaff. Wer links abbiegt, kommt zum Grand Canyon, rechts geht's nach Snowflake. Das dauert genauso lange, ist aber mindestens 50 Meilen weiter. Das letzte Stück führt schnurgerade über die knapp 1.800 Meter hoch gelegene Wüste. Vorbei an ausgetrockneten Flussbetten und grauer, Knie hoher Vegetation, die auf rotem Lehm Boden Halt sucht.

Es erwarten einen 4.600 Einwohner, eine Papiermühle, eine Tomatenaufzuchtanlage, vier Grundschulen, eine High School, ein Motel, ein Bed & Breakfast, ein Mormonen-Tempel. Laut Informationsdienst citi-data.com spielt sich das Leben in Snowflake in fast allen Kategorien deutlich unter dem Durchschnitt im Bundesstaat Arizona ab: Immobilienpreise, Anteil der schwarzen Bevölkerung und der Hispanics, Durchschnittsalter der Bevölkerung, Arbeitslosenzahl, Besiedlungsdichte... „Ein guter Ort, um seine Rente zu verbringen“, sagt Dean Porter, „das haben vor allem die Leute aus Kalifornien in den letzten Jahren entdeckt.“ Die Häuser kosten hier weniger als die Hälfte und das Klima ist erträglich. Nicht zu kalt im Winter, nicht zu warm im Sommer. Die Kriminalitätsrate ist so gering, das citi-data sie gar nicht erst aufführt. Derzeit nimmt die Bevölkerung um fünf Prozent pro Jahr zu. Damit gehöre die Stadt zu den am schnellsten wachsenden Gemeinden im Südwesten, verkündet der Bürgermeister auf seiner Webseite stolz.

Doch die Zahlen erzählen nur die halbe Geschichte. Sie sagen nichts von dem Kulturschock, den die Küstenbewohner Kaliforniens erwartet, sollten sie sich hier tatsächlich niederlassen. Nichts von dem Graben, den sie überwinden müssen, wollen sie mit ihren Nachbarn auf gutem Fuß stehen.

Er kann ganz plötzlich aufreißen, zum Beispiel, wenn der Gastgeber des Nachts in der Küche noch eine spanische Schokolade mixt. Irgendwie kommt das Gespräch zwischen Dean Porter, der gemeinsam mit seiner Frau das Bed & Breakfast in Snowflake betreibt, und seinem Gast Robert Farwell auf die Politik. Das geht nur für ein paar Minuten gut, denn Farwell, der Stock Broker aus Phoenix, hatte den Demokraten John Kerry gewählt. Porter, der Besitzer von vier Sägemühlen, vier Antik-Läden und der Herberge, George W. Bush.

Die Argumente fliegen hin und her und sie passen verdächtig gut in das Erklärungsschema, das die Polit-Analysten für die erfolgreiche Wiederwahl des US-Präsidenten haben. Hier Farwell, der Stadtmensch mit Universitätsabschluss, der Bushs Politik unsozial findet, den Krieg gegen den Irak verwerflich, die Kriegsgründe vorgeschoben und das rasant wachsende Haushaltsdefizit bedrohlich. Dort Porter, aufgewachsen im Nachbardorf, Selfmademan und strenggläubiger Mormone, der in Bush einen prinzipientreuen Führer sieht, der im Zweifelsfall auf eine höhere Macht vertraut. Saddam Hussein habe in Terroristencamps willige Helfer für Osama bin Laden ausgebildet, meint Porter zu wissen. Der Krieg gegen den Irak sei somit gerechtfertigt gewesen. Und überhaupt würden die liberalen Medien nur das Negative berichten aus dem Mittleren Osten. „Fox News“, den rechten Kampfsender von Medienzar Rupert Murdoch hingegen hält er für „fair und ausgewogen“.

Die Themen schwenken vom Krieg über die Steuerpolitik zum Umweltschutz. Als Farwell wissen will, ob Porter drei Punkte nennen kann, in denen er mit dem Präsidenten nicht übereinstimmt, denkt er eine Weile nach – und gibt dann auf. Ihm fällt nichts ein. Schließlich sagt er: „Um die Leute hier zu begreifen, muss man ihre Überzeugungen verstehen.“ Farwell lacht: „Ich bin wahrscheinlich der einzige demokratische Mormone in diesem ganzen verdammten Land.“ Als neulich in Snowflake Kommunalwahlen waren, rief einer der Mormonenführer seine Glaubensbrüder am Sonntag in der Kirche dazu auf, wenigstens zum Teil dem demokratischen Kandidaten eine Unterschrift zu geben. So kam der zumindest auf den Wahlzettel. „Sieht einfach besser aus“, sagt Porter.

Der Abend geht unversöhnlich zu Ende, aber das stärkt den Gastgeber nur in seinem Vorhaben, dem Besuch die Geschichte der Stadt und damit die Menschen näher zu bringen. Als Erklärung für die konservative Grundhaltung, die die Leute hier den Politikern in Washington und anderswo entgegenbringen. Und so befördert der Aufzug die beiden in den neu gestalteten Festsaal der Stadt, den Porter über einem seiner Läden eingerichtet hat. Den prächtigen Raum zieren ausgesuchte Antiquitäten. Eine schwedische Uhr von 1850, ein riesiger Spiegel aus einem nicht näher benannten europäischen Land, ein

Leuchter aus Russland, der einen Schatten mit den Umrissen einer Schneeflocke an die Decke wirft... Selbst auf der Herrentoilette finden sich noch antike Kronleuchter aus Philadelphia.

Porter nutzt die Gelegenheit für einen Abriss der Stadtgeschichte. Dort drüben etwa, sagt er mit einem Fingerzeig aus dem Fester, „dort fand die einzige Schießerei statt, die dieser Ort jemals erlebt hat.“ Es geschah 1895 und am Ende lag James Flake, der Sohn des Stadtgründers William Flake, tot auf der Straße. Erschossen von einem, den Porter einen „Gesetzlosen“ nennt. Doch viel wichtiger an der Geschichte ist, was folgte. James' Bruder Charles nämlich nahm sich der Familie des Ermordeten an und gab ihr jedes Jahr die Hälfte des Gewinns, den er mit seinem Lebensmittelladen erwirtschaftete. Solche Hilfeleistungen waren unter den mormonischen Pionieren selbstverständlich, die um 1870 herum von Salt Lake City/Utah ausgezogen, um in Arizona neue Siedlungen zu gründen. Auch heute noch hilft man sich in engen Kreis der Gemeindemitglieder. Dafür brauche es keine Sozialprogramme und keine staatliche Rentenversicherung, meint Porter, „all der Kram, für den sie uns in Washington Steuern abknöpfen wollen.“

Das eindrucksvollste Zeichen für die Kraft des Gemeinwesens der Mormonen in Snowflake, die heute noch mehr als 50 Prozent der Bevölkerung ausmachen, findet sich unter der postalischen Adresse 1875 Canyon Drive. Doch alle in der Stadt kennen den Ort nur als Tempelberg. Dort, angrenzend an ein Neubaugebiet und dem Gemeinde- Golfplatz, thront der zweitgrößte Mormonen-Tempel Arizonas. Eingeweiht im Jahr 2000, außen geschmückt mit zweifarbigem chinesischem Marmor und innen verziert mit indianischen Motiven, dient das mehr als 6.000 Quadratmeter große Gebäude 35.000 Gläubigen der Region als Weihstätte. Gekrönt wird das Millionen-Projekt von dem Engel Moroni, verziert mit purem Gold. An Samstagen winden sich lange Autoschlangen den Berg hinauf und mit Kleidersäcken gepackte Gestalten hasten durch den Winterwind dem Eingang entgegen. Zugelassen sind nur Mitglieder mit adäquater Kleidung und in „good standing“ - die also bewiesen haben, dass sie die strengen Gesetze ihrer Glaubensbrüderschaft eisern befolgen. 250 können an einer Session teilnehmen. Alleine samstags finden sechs davon statt, 22 innerhalb einer Woche. Die meisten sind so gut besucht, dass nur eine Voranmeldung Einlass garantiert.

Der Engel Moroni allerdings konkurriert in seiner Funktion als Galionsfigur von Snowflake mit einem komischen Etwas auf dem Dach einer Scheune unweit der Hauptstraße. „Das dürfen sie sich nicht entgehen lassen“, sagt Dean Porter zu seinen Gästen und zeigt auf dem riesigen Plastikhirsch. Dann schleppt er sie unerbittlich zu seinem alten Schulfreund Sanford D. Flake. Der alte Mann empfängt die Besucher in seinem Arbeitszimmer, das

überquillt mit riesigen ausgestopften Tiertrophäen. Prachtexemplar ist der Kopf eines in Alaska erlegten Elches, der zu Lebzeiten mehr als 1.200 Kilogramm wog. Seine Stirn misst mehr als Flakes Brust.

Das Cowboy-Thema zieht sich durch das ganze Haus. Der Wohnzimmertisch dient als Vitrine für einen alten Revolver und das Brandzeichen, das Sanford Flake seinen Tieren ins Fell brannte, bevor er Polizeichef von Snowflake wurde. Stühle sind aus Rinderhorn gefertigt, der Gastgeber trägt fein verzierte Cowboystiefel und im Fernsehen läuft tatsächlich ein Western im Hintergrund. Ausdrücklich lenkt der Hausherr die Aufmerksamkeit auf eine alte Fotografie, die einen langbärtigen Mann in markant gestreifter Häftlingskleidung zeigt. „Das ist mein Urgroßvater James Flake“, sagt Sanford Flake stolz, „hier saß er gerade wegen Polygamie sechs Monate in Haft.“ Der Sohn des Stadtgründers William hatte 15 Kinder mit seiner zweiten Frau und noch mehr mit seiner ersten. Wenigstens die Hälfte seiner Nachfahren leben bis heute in Snowflake.

Der ganze Stolz des Sanford Flake aber ist seine Scheune hinterm Haus, die mit dem weit sichtbaren Hirsch auf dem Dach. Das Gebäude entpuppt sich als großzügig ausgebauter Partyraum – nur Wildwest-Stil eben. Vollgestopft mit unzähligen Fellen - Braunbären, Schwarzbären, Grizzlies, Elchen, Hirschen, Berglöwen – Gemälden, die Cowboys zeigen, die der Jagd nachgehen, drei lebensgroßen Plastikpferden, komplett gesattelt und fertig zum Ausritt. Zentrales Exponat der eigenwilligen Ausstellung aber stellt ein Planwagen dar, der ganz an der Wand steht und noch Lichterketten von Weihnachten trägt. Damit nahm Sanford Flake 1997 an dem großen Spektakel zum 150. Jahrestag teil, an dem die Mormonen von Missouri nach Utah auszogen. Mehr als 4.000 Meilen hat der pensionierte Polizist auf dem Rücken seiner Pferde dabei zurückgelegt, der Planwagen gesteuert von seiner Frau Paula. Vier Monate waren sie beim ersten Mal unterwegs, ein zweiter Trip dauerte fast ein Jahr.

Weil Sanford Flake nicht mehr besonders gut hört und Konversation mit seinen Gästen so mühselig wäre, verteilt er Kopien von Texten, in denen er ausführlich erklärt, warum er diese Strapazen auf sich nahm: Zum Gedenken an seine Vorfahren und zu Ehren seines Gottes. Im Hinausgehen sagt sein Freund Dean Porter mehr zu sich selbst als zu seinen Gästen: „So ein Wiederaufführung sollten wir mit dem Shootout eigentlich auch machen.“ Dann könnte James Flake alle paar Wochen sterben. Das würde das Gemeinschaftsgefühl stärken – und die Gemeindekasse.